

delberg – besteht darin, daß nur die Blütezeit der jeweiligen Residenz untersucht, der eben angesprochene schwierige Anpassungsprozeß an das „Danach“ und damit die Diskussion über die unterschiedlich ausgeprägte strukturelle Wandlungsfähigkeit jedoch ausgespart wird.

Edith Ennen unternimmt einen Gang durch die Forschungsgeschichte seit den sechziger Jahren, als die frühneuzeitlichen Städte nach bis dahin überwiegender Konzentration auf die „mittelalterliche Städteherrlichkeit“ überhaupt erst zum Untersuchungsgegenstand wurden, und resümiert kommentierend zugleich einige Diskussionspunkte und Einzelfallergebnisse der Karlsruher Tagung. Aus dem Vergleich mit den Erträgen der mittelalterlichen Stadtgeschichtsforschung kann die der frühen Neuzeit schärfere Konturen gewinnen – als unterscheidende Konstituierungsfaktoren werden etwa genannt das Verhältnis von Residenzstadt und -raum bzw. Landschaft oder von Residenzentwicklung und städtischem Wachstum.

Materialreich und gründlich sind alle Beiträge und empfehlen sich schon deshalb für wiederholte Lektüre. Gemeinsamer Bezugspunkt der Studien sind die Begriffe Zentralität, Hauptstadt, Residenz, Residenzstadt, Hof, Hofgesellschaft. Desiderata werden benannt; die flächen-

deckende Untersuchung neuzeitlicher Residenzen nach den Kriterien der neueren Residenzenforschung steht noch aus. Die Karlsruher Tagung und der vorliegende Band als deren Erweiterung sind ein wichtiger Zwischenschritt.

Katharina Middell

Patrick Joice, Democratic Subjects. The Self and the Social in Nineteenth-Century England. Cambridge University Press, Cambridge 1994, 242 S.

Dieses Buch will eine Probe auf zwei Exempel machen: das sind Edwin Waugh und John Bright, beide politische Figuren des viktorianischen England, jener einflußreicher „Arbeiterklassen“-Führer, dieser populärer „Mittelklassen“-Repräsentant. Geprüft werden soll, ob (ihre) Mentalitäten soziale Milieus widerspiegeln und (ihre) Perspektiven Ausdruck ökonomischer Lagen sind – oder eben nicht.

Joyces Studie hat einen Kontext: den Historikerstreit um die „konstruktivistische Wende“, der überall, nur nicht bei uns, das Geschichtsdenken in verfeindete Schulen gespalten hat. Von Anfang an ergreift sie Partei und unterstellt

„eine Vorstellungswelt, die nicht etwas *anderes* reflektiert, sondern eine, ohne die etwas anderes gar nicht existiert.“ (S. 4) Es gibt demnach nur Konstrukte, keine Fakten, und daß Erfahrungen ihrer Interpretation vorausgingen, erweise sich als liebgewonnene, zäh verteidigte Fiktion. Nichts sei harte Wirklichkeit, weder „Menschheit“ noch „Volk“ noch „Natur“ und eben auch nicht „Klassen“ oder „Klasseninteressen“.

So sorgt sich etwa der exemplarische „Arbeiter“ Waugh ausgiebig um sein Seelenleben, das von Selbstzweifeln nachgerade strotzt. Er fürchtet „die Welt mit ihren Hexereien“, sucht Gottes Nähe, wird vom Dämon des (fehlenden) Geldes gejagt, bereut Sünden, leidet unter dem ordinären Eheweib, haßt das städtische Leben, fühlt sich dafür von ländlicher Idylle magisch angezogen, denkt über gesunde Ernährung, liebt Blumen, verfaßt Gedichte und verkündet als persönliches Endziel, „ein Leben in vornehmer Kontemplation“ führen zu wollen. Der Proletarier als Edelmann, ein Klassenkämpfer mit Seele?

Auf ähnliche Weise irritiert Bright, der Bourgeois. Sein Biograph attestiert ihm eine anrührende „Zartheit des Herzens“, die Mühle des Vaters „als Heimstatt“ ist für ihn – Manchester-Kapitalismus hin oder her – zeitlebens das Modell geblieben, an dem sich Arbeits- und

Lebensverhältnisse zu messen hätten. Wo andere „gefährliche Klassen“ sehen wollen, hat er „arme Freunde“ vor Augen, deren Gefühle nicht verletzt werden dürften; in Verantwortung vor Gott sollen (Fabrik-)Arbeiter und (Haus-)Angestellte durch gemeinsame Bibel-Lektüre „gebessert“ werden: Naturerlebnisse würden ein Übriges tun, um unser aller Seelen anzurühren. Der Kapitalist als Romantiker, ein Ausbeuter mit Herz?

Es wäre zu einfach, das Bewußtsein beider „Selbst“-Darsteller schlicht als falsch zu deklarieren, dem „Arbeiter“ anzulasten, er sitze einem Fetisch auf, und den „Bürger“ dafür zu tadeln, daß er Ideologie produziere. Offenkundig *kreieren* diese Repräsentanten je eigene Welten – weitgehend entmaterialisierte, fast unbefleckte, überraschend ähnliche Wirklichkeitsbilder, an denen sie sich praktisch-politisch *orientieren*. Einer „materialistischen“ Mechanik, nach der objektive Interessen verhüllende Ideen erzeugen, gehorchen Gehirne à la Waugh oder Bright ganz gewiß nicht.

Die Frage ist nur, wen oder was sie repräsentieren. Denn, um Wirkung zu erzielen, muß der postmoderne Angriff auf eine sprachlose „Realgeschichte“ demonstrieren, daß querliegende Ideen nicht nur verrückte Sonderlinge hervorbringen, sondern Massen motivieren.

Daran gemessen, fällt *Joyce* hinter seinen Anspruch zurück. Edwin Waugh vertritt „eine untergehende Kultur“ (S. 58), und wie er war auch John Bright „eine marginale oder 'liminale' Figur“ (S. 91). Will heißen: Hier treten zwei atypische *Grenz-Akteure* auf – den Möchtegern-Arbeiter widern „dumpf blickende“ Leidensgenossen an (S. 58), der Vorzeige-Bürger kommt, „anders als viele begüterte Weggefährten“, aus einfachen Verhältnissen (S. 130).

Ein Paradox bleibt freilich bestehen: Ausgerechnet diese Unzeitgemäßen sind populäre Gestalten des öffentlichen Lebens gewesen – „realgeschichtlich“ unerklärlich.

Wolfgang Fach

Joyce Appleby/Lynn Hunt/Margaret Jacob, *Telling the Truth about History*, Norton, New York/London 1994, XIV, 322 S.

Wie sind Nation und Multikulturalismus für den Historiker zusammenzubringen? Kann es eine Geschichtsschreibung geben, die beiden Begriffen Rechnung trägt? Und wie kann überhaupt – nach der Postmoderne – Geschichte geschrieben werden?

Die Geschichtsschreibung befindet sich, folgt man der Beschreibung der Autorinnen, in einer Krise. Diese Krise versuchen sie mit ihrem Buch zu bewältigen. Die Wahrheit über die Geschichte sagen – das betrifft jene zwei Ebenen, auf denen sich die doppelte Krise der Geschichtsschreibung abspielt: Was heißt es, eine wahrhaftige, allgemeingültige Geschichte zu schreiben, und was heißt es, die theoretischen Grundlagen und Möglichkeiten für die Erzählung einer wahren Geschichte darzulegen? Das Buch will in eine amerikanische Diskussion eingreifen. Die Autorinnen grenzen sich ab gegen Geschichtsschreibung als Selbstgratulation und wenden sich gegen Zynismus, Relativismus und Nihilismus. „Dieses Buch richtet sich gegen die Unsicherheit“ (S. 3), die durch die Postmoderne allgemein geworden ist. *Appleby/Hunt/Jacob* bekennen sich zu der Überzeugung, daß es möglich und sinnvoll sei, Geschichte zu schreiben,¹ daß Geschichtsschreibung die Realität der Vergangenheit in adäquater Weise wiedergeben kann. Und sie betonen die Bedeutung einer Nationalgeschichte. Diese sei am besten auf demokratische Weise zu schreiben. Dies darzustellen ist das Ziel des Buches.²

Die Gliederung des Werkes ist einsichtig. Im ersten Teil ihres Buches beschreiben die Autorinnen die Entstehung des „intellektuellen